«Ich bin nie neutral» – Manuel Bauer, Fotograf und Autor

Christian Schmidt

Seine wichtigsten Auszeichnungen hängen in der Toilette. Manuel Bauer hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, zu Hammer und Nagel zu greifen. Sie klemmen hinter einer Wasserleitung. Natürlich freut sich der Fotograf über Preise, er freut sich, wenn eine seiner Aufnahmen «Picture of the Year» wird oder bei «World Press Photo» – dem weltweit bedeutendsten Wettbewerb – eine «Honorable Mention» erhält, aber sein Atelier braucht Manuel Bauer für Wichtigeres: Kameras, Stative, Stapel von Prints, eigene Bücher und Werke seiner Vorbilder, Dokumentationen seiner Recherchen, lange Reihen dichtbekritzelter Notizbücher, CDs mit Mantras und Heavy Metal, eine Packung Gummibärchen, eine vergessene Teetasse, eine angejahrte Flasche Whisky. Die Fenstersimse hat er mit Souvenirs seiner Reportagen belegt: Versteinerungen aus Mustang, eine Gasmaske in Erinnerung an eine Ölpest in Galizien, tibetische Khatas, das Modell eines Segelboots aus Tristan da Cunha. In der Luft hängt der Geruch seiner Reisetaschen, verstaubt von tagelangen Fahrten auf den Dächern von Jeeps oder Lastwagen, irgendwo in Indien, im Himalaya. Der einzige Fremdkörper in diesem Panoptikum seines Schaffens: ein Jackett. Manuel Bauer trägt es nur, wenn er auf seine Uniform – Trekkingschuhe, Jeans und T-Shirt – verzichten muss. Und sieht darin aus, als habe man ihn in ein Korsett gesteckt.

Die Kamera als Notlösung

In Küsnacht aufgewachsen, heute in Winterthur zuhause, hatte Manuel Bauer von Fotografie keine Ahnung, als er sich für diesen Beruf entschied und eine Lehre begann. «Bei der Aufnahmeprüfung beschäftigte ich mich zum ersten Mal eingehend mit einer Kamera.» Fotografieren war eine Notlösung. Erkennend, dass ihm zeichnerische Fähigkeiten fehlen – der Vater, Fred Bauer, ist Grafiker, Maler, Illustrator – sah er in der Kamera zumindest einen Ausweg, um sich selbst kreativ auszudrücken und gleichzeitig ein Leben zu führen, das Freiheit und Unabhängigkeit versprach. Es war ein guter Ausweg. Bei seinem Lehrmeister Thomas Cugini erhielt Bauer das technische Rüstzeug, gleichzeitig lernte er, wie wichtig Engagement und Ausdauer sind: «Ich erkannte, welch riesiger Aufwand hinter einem einzigen guten Bild steckt. Wie viel Vorbereitung, Konzept und Planung.» Eine Er-

kenntnis, die für seine Karriere entscheidend sein sollte. Doch wohl fühlte er sich nicht: «Am Tag machte ich Werbung für Luxusgüter, am Abend engagierte ich mich gegen Umweltverschmutzung, Waffen und Atomkraftwerke.» Bauer, 1966 geboren, war zur Gesellschaftskritik erzogen worden. Sein Vater lehnte die lukrativsten Aufträge ab, wenn die Idee dahinter nicht mit seinem Weltbild übereinstimmte; für Hilfsorganisationen reduzierte er seine Ansätze jedoch um die Hälfte. «Das beeindruckte mich.»

Wandel zum «concerned photographer»

In seinen ersten selbstgewählten fotografischen Arbeiten zeigt Bauer bereits, wo sein berufliches Engagement liegen wird: Er begleitet einen Strassenwischer. Das gelingt ihm so gut, dass er die Bilder ausstellen kann. Wenig später folgt eine Recherche in Südindien über das Schicksal der Tamilen: «Ich lernte, wozu eine Kamera eigentlich dient.» Aus dem Beruf wird Berufung. Ohne den Ausdruck zu kennen, wird Bauer zum «concerned photographer» – ein Begriff, den Cornell Capa, jüngerer Bruder von Robert Capa, 1968 mit einer gleichnamigen Buchpublikation bekannt gemacht hat. Doch ihren Ursprung hat die sozialdokumentarische Arbeitsweise bereits hundert Jahre zuvor, als Thomas Annan das Leben in den Slums von Glasgow fotografiert. «Concerned photographers» verstehen sich als Botschafter. Ihre Kameras zeigen, was sie eigentlich lieber nicht sehen möchten, aber genau aus diesem Grund fotografieren. Sie werden zu Advokaten jener, die sich nicht selbst äussern können. Damit nicht ungesehen bleibt und nicht vergessen geht, was auf der Welt passiert. Entsprechend lautet Bauers Credo: «Ich bin nie neutral.»

Calcutta 1992: Die Kinder des Kolonialismus versuchen, zu überleben.

12,5 Rappen beträgt der durchschnittliche Stundenlohn in Indien Ende des 20. Jahrhunderts.

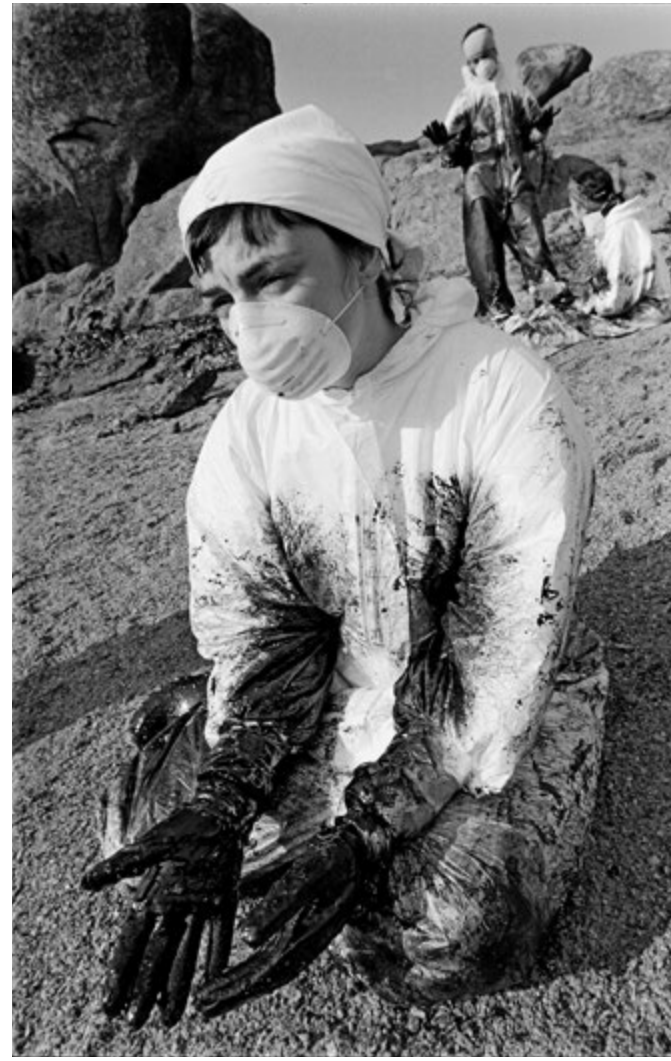
Eine Bildsprache aus Zwischen- und Untertönen

Dieser bewussten Parteinahme verpflichtet sich Manuel Bauer künftig. Und hat Erfolg damit. Als er während des Jugoslawienkriegs im Kosovo fotografiert, entscheidet sich die Redaktion der Zeitschrift «Beobachter» aufgrund seiner Aufnahmen, eine Hilfsaktion zu

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

starten mit Nahrungsmitteln und Kleidern für die darbende Bevölkerung. Bauer: «Zum ersten Mal erkannte ich, dass meine Arbeit konkrete Wirkung zeigt.» Dass seine Aufnahmen beeindrucken, obwohl er sich im Vergleich zu anderen «concerned photographers» für eine reduzierte Bildsprache entscheidet, ist für Bauer richtungsweisend: Er fotografiert weder sterbende Kinder noch Leichen in Massengräbern, auf seinen Aufnahmen ist nie Blut zu sehen. Damit widersetzt er sich bewusst jener Fotografie, die mit ihrem allzu laut dargestellten Schrecken zu einer Abstumpfung führt und das Publikum zu «image junkies» macht, wie Susan Sontag in ihrem Essay «On photography» festhält. Bauer: «Ich stelle keine Menschen bloss, ich schütze sie vor der menschlichen Neugier. Was wir einmal gesehen haben, lässt sich nie mehr auslöschen.» Dieser Bildsprache der Zwischen- und Untertöne bedient er sich auch in seiner Reportage über den Untergang des Öltankers «Prestige» vor der Küste Galiziens, 2002. 63 000 Tonnen Öl flossen in den Atlantik.

Manuel Bauer fotografiert eine junge Frau, die die ölverseuchten Strände reinigen hilft. In dieses Bild, es ist seine «Pietà», komprimiert Bauer sein ganzes Unverständnis darüber, wie wir Menschen mit unserem Planeten umgehen – was wir der Natur, und damit letztlich auch uns, antun. In einen einst weissen Overall gekleidet, sitzt sie erschöpft am Strand, die ölschwarzen Arme in stiller Anklage von sich gestreckt. Sie kann ihre Verzweiflung nicht einmal hinausschreien, eine Schutzmaske zwingt sie zum Schweigen. Ihr Blick geht Richtung Meer. Was sie dort sieht, zeigt uns der Fotograf nicht, er erspart uns den Anblick eines Meers, das sich über mehrere tausend Quadratkilometer in einen schwarzen, stinkenden Teppich verwandelt hat. Bauer beschränkt sich darauf, uns die Augen der jungen Frau zu zeigen. Sie sagen mehr als alles Öl.



Tibet 1995: Yangdol flieht mit ihrem Vater in eine bessere Zukunft.

Lebensgefahr im Himalaya

Auf demselben Prinzip beruht die Wirkung seiner Aufnahme eines Vaters und seiner Tochter, die – 1995 – durch eine verschneite Hochgebirgslandschaft schreiten. Eine grosse und eine kleine Figur, der Schritt des Kindes halb so lang wie jener des Vaters. Wahrscheinlich halten sie sich an der Hand; das ist jedoch nicht wirklich zu sehen. Bauer hat aus Distanz fotografiert, die beiden Figuren verschmelzen mit dem Schwarz der Felsen und dem Weiss des Schnees.

Im Angesicht des Todes: Kälte, Durst, Scharfschützen.

Auf dem Pass an der Grenze zu Nepal «Lha Gyallo!» – «Sieg den Göttern!», ruft der Vater.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Gezeichnet von der Flucht, aber gerettet.

Ein beinahe pittoreskes Bild. Dass die beiden ihr Leben riskieren, ist nicht zu erkennen. Tatsächlich sind sie auf der Flucht, über den Himalaya von Tibet nach Indien. Sie haben kein Wasser, übernachten in Schnee und Eis, und hinter jedem Felsen drohen chinesische Scharfschützen. Drei Wochen lang.

Bauer hat die Gefahr in eine Idylle gepackt, die zum Schrecken wird, sobald man um die wahren Umstände der Aufnahme weiss. Publiziert ist die Aufnahme unter anderem im Bildband «Flucht aus Tibet» (Limmat Verlag, 2009).

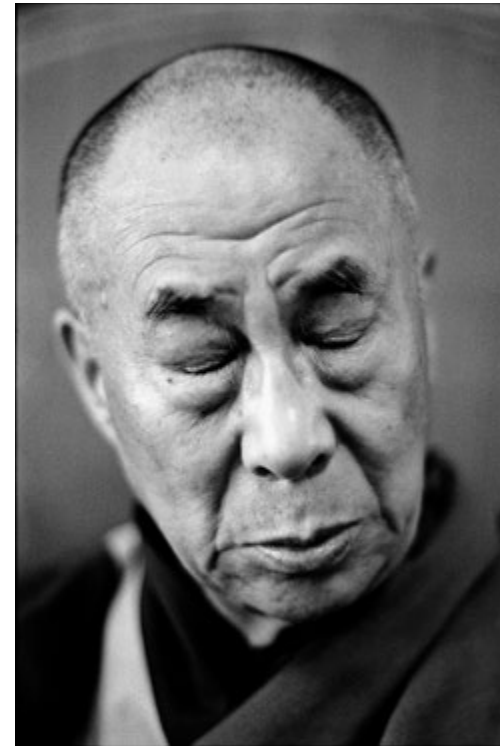
Mit dieser Reportage wird Bauer weltbekannt. Er verdichtet die Not eines Volkes in der Geschichte zweier Personen. Und: Wie der Vater und die Tochter riskiert auch er beim Gang über den 5716 Meter hohen Pass sein Leben.

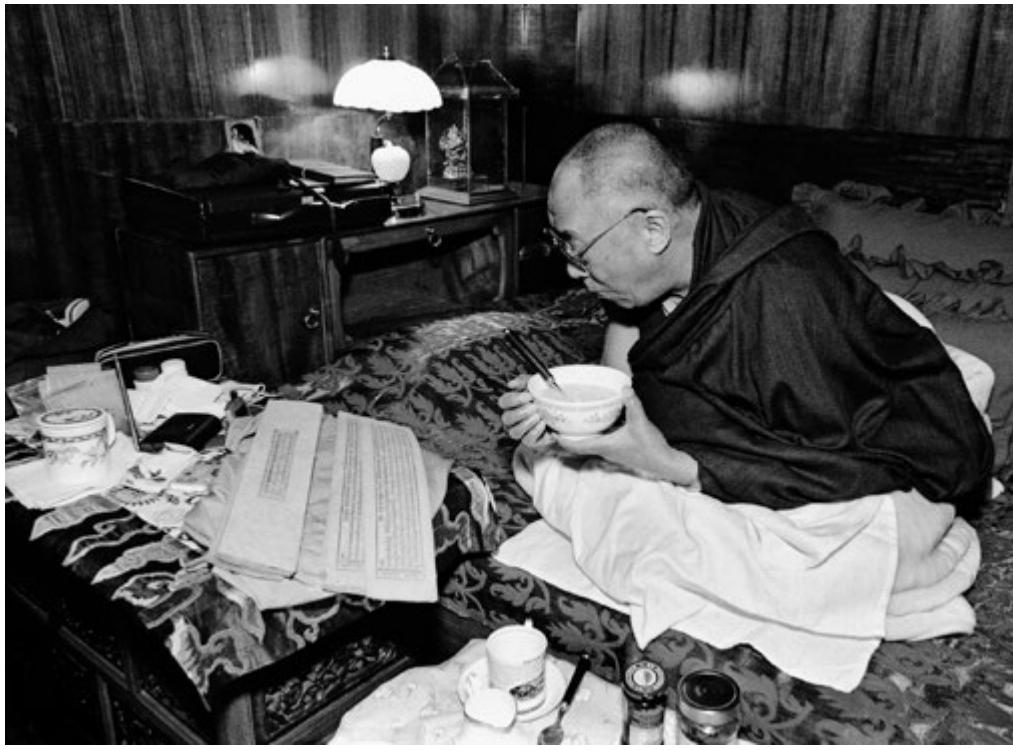
Morgens um vier beim Dalai Lama

Im Verlaufe der Jahre entwickelt Bauer seine Bildsprache weiter. Mit dem Bild des in Meditation versunkenen Dalai Lama, entstanden 2003, reduziert er die direkt erkennbare Botschaft noch stärker und lässt uns mit den geschlossenen Augen und den Stirnfalten des Dalai Lama allein.

Das Gesicht wird zur Fläche für Interpretationen: Worüber meditiert der «einfache Mönch», so seine Selbstdefinition? Was geht in seinem Hirn vor? Bauer fordert uns auf, selbst über das grösste und wichtigste Ziel des Dalai Lama nachzudenken: Frieden. Nicht nur im besetzten Tibet, sondern weltweit.

Auch der Dalai Lama ist ein Flüchtling. Am 19. März 1959, zwei Tage nach seiner Flucht aus Lhasa, beginnen die chinesischen Truppen mit dem Massaker an der Bevölkerung. 87 000 Menschen sterben.





Mit dem Dalai Lama während dreier Jahre unterwegs.

Aktuell finden auf der Erde über zweihundert bewaffnete Konflikte statt. Und sie werden zusehends brutaler. Die Zahl der Toten hat sich seit 2010 – damals 49 000 – vervierfacht. Das Blut ist nicht sichtbar, aber es ist überall.

Die Aufnahme des Dalai Lama in Meditation, publiziert im Bildband «Unterwegs für den Frieden» (DVA 2005, vergriffen), macht uns gleichzeitig klar, wie ausdauernd und hartnäckig Manuel Bauer seine Ziele verfolgt. Der Dalai Lama hat weltweit Millionen von Anhängern, er ist Träger des Friedensnobelpreises, zu seinen Bekannten zählen

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Besetztes Tibet.

Staatspräsidenten und Filmstars, doch morgens um vier Uhr, wenn er zu meditieren beginnt, hat nur einer Zugang: Manuel Bauer. Um sich dieses Vertrauen zu erarbeiten, bemühte er sich elf Jahre. Noch heute träumt der Fotograf von den endlosen Hürden und Hindernissen. Der Dalai Lama sagt über ihn: «Er ist ein echter Freund.»

Fotografie als humanitäre Aktion

In seiner aktuell letzten grossen Arbeit widmet sich Manuel Bauer erneut einer vermeintlichen Idylle. Eine der Aufnahmen zeigt eine lang gezogenen Reihe von Menschen vor einer – geographisch nicht einzuordnenden – Gebirgslandschaft. Die Körbe auf ihren Rücken legen nahe, dass es sich um Bauern handelt. Offenbar sind sie mit ihrer Ernte unterwegs zum nächsten Markt. Der wüstenähnliche Boden lässt ein hartes Leben vermuten, aber die Menschen scheinen daran gewohnt zu sein. Tatsächlich erzählt uns Bauer eine ganz andere Geschichte. Bei den marschierenden Menschen handelt es sich

Der Wassermangel vertreibt die Bevölkerung. Die Felder im Vordergrund sind bereits vertrocknet. Archäologische Funde belegen eine Besiedlung der Gegend seit 3000 Jahren. In Sam Dzong geht sie nun zu Ende.

um Klimaflüchtlinge, zuhause in Mustang, einem ehemaligen Königreich an der Grenze zu Tibet, heute Teil Nepals.

Jahrhundertelang lebten sie auf 4000 Metern über Meer in zufriedener Bescheidenheit; nun zwingt der zunehmende Wassermangel sie, ihr Dorf aufzugeben. Obwohl sie kaum ein Auto gesehen haben, gehören sie zu den weltweit ersten Menschen, die von den steigenden Temperaturen vertrieben werden. Die Aufnahme zeigt uns, wie sie ihre alte Heimat verlassen. Auf dem Rücken tragen sie Ziegenkot. Er ist, in seiner Bedeutung als Dünger, ihr wichtigster Besitz; er ist die Basis ihrer Zukunft.

Doch in Mustang fotografiert Bauer nicht nur. Als er 2008 von der drohenden Hungersnot hört, realisiert er schnell, dass er hier mehr

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Die Mauern werden aus hergetragenen Fluss-Steinen hochgezogen, mit mühsam gewonnenem Lehm verstrichen und zuletzt mit einem Kalkbrei beworfen.

Farbstreifen auf den fertigen Häusern sollen die Götter gnädig stimmen. Die Pigmente stammen aus dem Gestein umliegender Berge.

als nur bewegende Bilder aufnehmen wird: «Diese Menschen waren auf konkrete Unterstützung angewiesen.» Mit Hilfe von Vorträgen und Publikationen lanciert Bauer in der Schweiz eine Spendenaktion. Sie ist so erfolgreich, dass er den Klimaflüchtlingen alsbald ein neues Dorf bauen kann, vier Wegstunden entfernt, in einem Tal mit genügend Wasser.

Eine Erfolgsgeschichte, die den Wandel vom «concerned photographer» zum «committed photographer» belegt. Bauer dokumentiert nicht mehr nur das Leid der Menschen, er wird selbst aktiv.

Auf diese Weise definiert er sich und sein Berufsverständnis ein weiteres Mal neu. Sein Engagement wird zur humanitären Aktion und weist damit einen Weg, wie sich in einer von Schreckensbildern überschwemmten Welt Fotografie und persönlicher Einsatz

Vom Fotografen zum Baumeister: Dank Manuel Bauers aktiver Hilfe entsteht ein neues Dorf. Das Land müssen die künftigen Bewohner zuerst urbar machen.

Herbst 2016: In Namashung wird zum ersten Mal geerntet. Die Menschen haben wieder eine Zukunft.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

erfolgreich zu einer neuen Einheit finden. Damit beantwortet Bauer die Frage, die David Campbell, Berater des «World Press Photo»-Wettbewerbs und Vordenker in Sachen Fotografie, in einem kritischen Essay stellt: «Has Concerned Photography a Future?»

Das Projekt in Mustang ist inzwischen fast abgeschlossen. Was er in Zukunft tun wird, weiss Manuel Bauer noch nicht. Nach neun Jahren Einsatz als Fotograf und Bauführer ist er erschöpft: «Ich brauche eine Pause.» Diese müsse so lange dauern, bis er «schlechter Laune» werde. «Langeweile ist meine beste Motivation, um ein neues Projekt zu suchen.» Untätig ist er trotzdem nicht. Kürzlich hat er seinen ersten Textband publiziert. Es sind Aufzeichnungen über seinen schwerstbehinderten Sohn («Brief an meinen Sohn», Limmat Verlag 2017). Das Buch zeigt den Fotografen von einer ganz anderen Seite, als sorgenden und besorgten Vater. Dennoch trägt es dieselbe Handschrift wie seine Bilder; Bauer hat nur die Art der Kommunikation gewechselt. Spiegeln seine Aufnahmen das Leid auf der Welt optisch, so dokumentiert er es nun schriftlich, mit derselben Eindringlichkeit. Dass ihn diese Betroffenheit – auch bei öffentlichen Auftritten – regelmässig zu Tränen treibt, gehört für ihn dazu. «Ich schäme mich nicht.» Doch das Buch fordert ihn, den schreibenden Fotografen, auch noch auf einer anderen Ebene. Was und wie viel soll er von seinem Sohn zeigen? Soll er etwa dessen Gesicht preisgeben? Oder seinen von Operationen entstellten Rücken? Wie soll er entscheiden, wenn der Sohn diese Fragen nicht beantworten kann? Im Verlaufe seiner Karriere hat Bauer das Recht auf Würde und Intimität stets als Massstab genommen, um zu entscheiden, wie er Menschen fotografiert. Stets hat er es abgelehnt, Sensationslust zu befriedigen.

Doch am Beispiel seines Sohns ist er sich nicht mehr sicher: «Es gibt nicht nur den Aspekt der ‹image junkies›, wie es Susan Sontag sagt. Es gibt auch einen Anspruch auf die ungeschminkte Realität.» In Bezug auf behinderte Menschen stelle er auch in der so sozialen und wohl organisierten Schweiz Missstände fest. Bauer spricht sie in seinem Buch an, etwa die andauernden Auseinandersetzungen mit Fachstellen und ihre Folgen auf die Lebensqualität seines Sohns: «Wir warten acht Monate auf einen massgebauten Rollstuhl, Kostenpunkt 20 000 Franken. Als er endlich kommt, ist er zu klein – weil mein Sohn inzwischen gewachsen ist.» Vielleicht müsse er deshalb seine Prinzipien über Bord werfen und das Gesicht des Kindes zeigen, selten lachend, häufig schmerzverzerrt. «Letztlich geht es darum, wie unsere Welt besser wird – und was ich dazu beitragen kann.»